

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: Heft 20

Rubrik: Literatur und Kunst des Auslandes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit feingesehenen Landschaften und Blumenwiesen, die wie ein Teppich dekorativ den Rahmen füllen, eine ungewöhnlich starke und feine Empfindsamkeit für koloristische Werte.

Max Buris großes Bild „Brienzer Dorfer“ zeigt kernige Bauertypen und große Farbflächen, unter denen das Blau der Burgunderblusen dominiert.

Emmeneggers Landschaften geben

vereinfachende dekorative Linienwirkungen und ganz besonders Helligkeitskontraste. Aus Sonnenlicht und sympathischer Sachlichkeit führt uns der Entwurf zu einem Bilde „der alles verschlingende Wirbel“ seltsamerweise in die blauidüstere Gedankenwelt Edgar Allan Poes; hoffen wir, daß der Künstler uns das fertige Bild schenken wird.

R. K.

Literatur und Kunst des Auslandes

Die Münchner Stäbli-Ausstellung.
Am 16. Mai wurde in der Münchner Kunstsammlung Zimmermann (Maximiliansstraße) eine kleinere, aber hochinteressante Ausstellung von Bildern unseres Landsmannes Adolf Stäbli geschlossen, nachdem sie sich des regsten Besuches aus Münchener Künstler- und Kennerkreisen erfreut und auch Prinzregent Luitpold zu einer Besichtigung empfangen hatte. Viele der schönsten, in der Schweiz in Museums- oder Privatbesitz befindlichen Arbeiten des Meisters fehlten leider in dieser ungefähr 30 Bilder umfassenden Sammlung; dafür war hier Verschiedenes ausgestellt, das zum ersten Mal vor die breite Öffentlichkeit trat. Nach seinen Lehr- und Wanderjahren hatte sich Adolf Stäbli wie so viele andere Schweizerkünstler in München niedergelassen. Sein ernstes Ringen nach den höchsten Kunstzielen brachte ihm wohl die Anerkennung gleichstrebender Freunde ein; aber die Gunst der Kritik und des Publikums blieb seinen Arbeiten lange versagt. Er kümmerte sich nicht um Mode und Zeitströmung, sondern ging seine eigenen Wege. Nur seine Heimat zeigte Verständnis für ihn, und so ist glücklicherweise das Beste, was er geschaffen, in schweizerischem Besitz. Stäbli, im praktischen Leben hilflos wie ein Kind, hatte in München Jahre bitterster Entbehrungen durchzumachen; auch die mehr und mehr sich einstellenden materiellen Erfolge konnten seine Lage

nie wesentlich ändern. Wie viele köstliche Anekdoten konnte man nicht in diesen Tagen aus dem Munde all der Schweizerkünstler vernehmen, die bei Zimmermann pietätvoll des toten Freundes und Landsmannes gedachten und die originelle Persönlichkeit des begnadeten Künstlers und prächtigen Menschen auch vor dem erstehen ließen, der ihn nicht zu kennen die Freude hatte! Jetzt ist er tot; jetzt bemühen sich auch in der deutschen Kunstmetropole Kritik und Publikum um Adolf Stäbli und seine Werke. Aber die rückhaltlose Anerkennung tüchtiger Kunstgenossen, die ihm reichlich zuteil geworden, mochte ihm mehr bedeuten als der lauteste Erfolg der Gasse.

Das Größte hat Stäbli geleistet als Stimmungsmaler; jede seiner Landschaften ist ein lebendiges Ganzes; da ist alles Farbe und Leben, und in der großartigen Erfassung der Natur läßt er sich ganz wohl mit Böcklin vergleichen. Seine Spezialität war die Gewitterlandschaft; es liegt etwas von titanischer Kraft und Größe in diesen Bildern, mit ihren vom Sturm geschüttelten Baummassen, den jagenden Wolken und der düsteren Melancholie weiter Heide- und Moorgründe. Mochte der Künstler sich auch in den letzten Jahren oft wiederholen und mit Vorliebe auf schon behandelte Motive zurückgreifen, in glücklichen Stunden sind ihm bis zum Ende Großtaten gelungen wie sein letztes in dieser Ausstellung im Entwurf vorhandenes geniales

Sturmbild. Ein Aufenthalt im Harz, und seine große Liebe zu den machtvoll ernsten Landschaften der bayrischen Ebene haben ihn zu einer Anzahl der großartigsten Schöpfungen begeistert.

Dicht neben diesen, im besten Sinne heroischen Landschaften, hängen aber in dieser Ausstellung eine Anzahl Bildchen, die uns in eine andere Welt einführen: irgend ein Wald-, Rasen- oder Bachauschnitt mit einer Zartheit und Innigkeit der Töne, einem Duft und Zauber der Stimmung, die unwillkürlich an die großen Meister von Barbizon gemahnen, namentlich an Corot und Daubigny. Die hochherzige Hilfe eines schweizerischen Mäcens hatte ja den jungen strebenden Künstler Mitte der sechziger Jahre in den Stand gesetzt, in Paris die damals in ihrer Blüte stehende französische Landschaftsmalerei zu studieren; diese kleinen, entzückenden, besonders von den Künstlern bewunderten und gepriesenen Bilder der hiesigen Ausstellung, sind die reife Frucht jener Wanderjahre im Westen. Weniger Anregung holte sich Stäbli auf einer Studienreise nach Italien. Zwar deutet einiges in seinen Bildern auf italienische Motive hin; aber seine Liebe gehörte nicht dem blauen Himmel, den klassischen Linien und der Lichtfülle jenes Landes, sondern der nordischen Natur mit ihrer Wehmut und ihrer Kraft.

Jetzt fargt auch die Münchner Kritik nicht mehr mit ihrem Lob; Stäbli gilt ihr nun als einer von Deutschlands hervorragendsten Landschaftlern der letzten Jahrzehnte. Die Preise, die jetzt für seine Bilder erwähnt werden, zeigen deutlich genug, wie sehr er auch schon anfängt ein Faktor im Kunsthandel zu werden. Künstlerlos! Er selbst ging arm und unbekannt durchs Leben; die Nachwelt flücht ihm goldene Kränze. Freuen wir uns, daß er zu seinen Lebzeiten schon da begeisterte Anerkennung fand, wo sie ihn am meisten beglückte, bei den besten seiner Münchner Kunstgenossen und in seiner schweizerischen Heimat, die nun im Besitz seiner köstlichsten Werke herrliche Belohnung findet!

H. S.

Die Hohkönigsburg. Mit feierlichem Prunk und in Anwesenheit zahlreicher, in mittelalterliche Kostüme gekleideter Beamter hat Kaiser Wilhelm II. die wiederhergestellte Hohkönigsburg im Elsaß eingeweiht. Der Architekt, Prof. Bodo Erhardt, der bei diesem Feste vom Kaiser als „genialer Künstler“ erklärt wurde, hat aus den Ruinen des völlig verfallenen mittelalterlichen Schlosses „stilgerecht“ ein neues aufgebaut, in dem nur die allzu glatte Arbeit der Dekorationen und die neue Farbe des Steines die Wahrheit spricht. Die Wiederherstellung ist gewiß in ihrer Art ein Meisterwerk — aber sie widerspricht durchaus dem allgemein anerkannten Grundsatz vom ehrlichen Bauen. Das Vorhandene zu erhalten, und, wo es durch spätere kulturhistorisch belanglose Zutaten entstellt ist, auch wieder zu reinigen, das sollte die Aufgabe sein. Statt dessen werden alte malerische Ruinen als Vorwand romantischer Architekturexperimente genommen, die gerade so gut ohne diese Grundlage angestellt werden könnten. Die Hohkönigsburg wird sich den übrigen Bauten des Kaisers, die aus demselben Geist heraus geboren sind, anschließen.

† **François Coppée.** Nach langem Leiden ist der französische Dichter, der auch Mitglied der Akademie war, im Alter von 66 Jahren gestorben. Trotzdem er eigentlich niemals zu den Großen gehörte, spiegelt sich in seinem Leben doch die ganze mächtige Geschichte der französischen Literatur der letzten vierzig Jahre wieder. Noch unter dem Kaiserreich wurde er als Lyriker bekannt, als Führer der „Parnassiens“, deren Formvollendung ihm selber unmittelbares Bedürfnis war. In ihm hoffte die Schule einen Dramatiker zu gewinnen, und die erste Aufführung seines „Passant“ schien damals eine Bedeutung zu erlangen, wie etwa die Première von Victor Hugos „Hernani“. Seine späteren Dramen (Madame de Maintenon, Torelli) gingen kaum über seine Erstlingsleistung hinaus. Seine Lyrik wußte sich dann den veränderten Strömungen anzupassen, und selbst Zola hoffte in ihm

den ersehnten großen Dichter des Naturalismus zu schauen. Aber er blieb in seinen kleinen Bildchen aus dem täglichen Leben stecken, wo er sein Bestes, seine Güte, hineinlegen konnte. Zur Zeit der Dreyfus-affäre wandte er sich endgültig und vollständig von Zola ab und bekehrte sich zum eifrigen Katholizismus, den er mit Brunetière als geistiges Haupt leitete. Obwohl er nicht in hohem Alter gestorben ist, hatte er doch seinen Ruhm seit Jahren überlebt, und die moderne französische Literatur kann auf ihn schon wie auf einen historisch Gewordenen zurückblicken.

Pariser Theater. Die „Opéra“ hat ein seit 150 Jahren nicht mehr aufgeführtes und vollständig vergessenes Werk wieder zu Ehren gezogen, Rameaus „Hippolyte et Aricia“. Die neue Leitung der größten französischen Musikbühne hat

damit hoffentlich nicht zum letztenmal ein historisches Experiment versucht, wie sie anderswo schon oft mit dem besten Erfolg gemacht wurden. Natürlich konnte der zierlich altertümliche Charakter dieser Musik niemals einen eigentlichen Bühnenerfolg erzielen; aber die Liebhaber werden den Direktoren für einen echten Kunstgenuß zu danken wissen. Auch die „Comédie Française“ hat durch eine verspätete Aufführung ein Unrecht gutgemacht. Allerdings ist der Dichter des „Polyphème“, Albert Samain, erst vor wenigen Jahren gestorben, und die Tragödie, die nur zwei Akte hat, wurde schon im „Oeuvre“ aufgeführt. Aber durch die Annahme des Stückes an dem ersten Theater ist der Ruhm des Dichters, in dem Frankreich einen seiner größten Lyriker verehren sollte, gleichsam auch amtlich anerkannt.

Hector G. Preconi.

Bücherschau

Ortsnamen und Sprachwissenschaft; Ursprache und Begriffsentwicklung. Von Dr. K. Täuber. (Zürich, Drell-Füßli.) 213 S., Fr. 6.

Ein französischer Gelehrter nannte einmal unter den Hauptursachen menschlicher Zwietracht und Geistesverwirrung die Theologie, die Liebe und die Etymologie. Zweifellos ist jedenfalls, daß gerade auf diesem Gebiet trotz der in letzter Zeit rapiden Fortschritte der Sprachwissenschaft noch viel unerforschte Gegenden zu entdecken sind, ehe mit einiger Sicherheit gearbeitet werden kann. Zumal in der Orts- und Namenetymologie ist das Keltsche immer noch der Urwald, dem alles entstammen muß, was man sonst nicht erklären kann. Ich brauche nur, was schweizerische Verhältnisse betrifft, an das Studersche Buch über unsere Ortsnamen zu erinnern, in dem die Phantasie so glücklich ergänzt, was der Wissenschaft unverständlich bleibt.

Karl Täuber, der sich außer seinen bekannten Veröffentlichungen über die schweizerische Bergwelt schon einmal über „Neue Gebirgsnamen-Forschungen“ (Stein, Schutt, Geröll) ausgesprochen hatte, stellt nun seine Untersuchungen unter dem obgenannten Titel auf eine breitere Basis. Er ist der Meinung, daß man hier nicht von Fall zu Fall verfahren könne, sondern nach bestimmten Prinzipien vorgehen müsse. Von dem Grundsatz ausgehend, daß je näher man an den Ursprung der Sprache heranreicht, die Verhältnisse desto einfacher werden, begegnet er sich mit Trombetti, der nachwies, daß bestimmte Wörter in der Urform nicht nur eine Tätigkeit oder einen Zustand, sondern zugleich ihr Subjekt bezeichnen. So gelangen wir zu Täubers erstem Grundgesetz: „Das Urwort ist ein Substantiv von primitivster realster Bedeutung; dieses Substantiv wird mit fortschreitender Kultur . . . als Eigenschaftswort und Tätigkeitswort gebraucht und